

dtv

»Fünfunddreißig Jahre jünger, und man sähe in mir wahrscheinlich eine Art Schlüsselkind, das Mitgefühl verdiente.« – Hinter der Fassade seines intakten Familien- und Berufslebens ist der dreiundvierzigjährige Psychotherapeut Thomas Bachmann einsam. Seine Ehe mit Veronika ist schal, seine Kinder gehen bereits eigene Wege, einer seiner besten Freunde stirbt. Erst die Begegnung mit der geheimnisvollen Florentine weckt verblasste Sehnsüchte und schenkt ihm neue Zuversicht. Gemeinsam erleben sie einen Sommer, der ihnen eine große Liebe, aber auch deren Zerbrechlichkeit offenbart. Und schließlich ist es Veronika, die eine Entscheidung trifft, mit der sie alle und vielleicht sogar sich selbst am meisten überrascht. – Eine wunderbare Ehe- und Liebesgeschichte, die einen Sog entfaltet, dem man sich nur schwer entziehen kann. »Ein ebenso kluger wie eleganter Roman, dabei gefühlvoll wie eine Soul-Ballade.« (Verena Carl, Autorin und Journalistin)

*Marie Velden* wuchs in einem kleinen Ort in der bayerischen Rhön auf. Sie volontierte bei einer Tageszeitung und arbeitete als Regieassistentin und Dramaturgin am Theater. Ihr Debütroman ›Lilienrupper‹ war ein großer Erfolg. Marie Velden lebt mit ihrer Familie in München.

Kontakt zur Autorin über: [marie.velden@web.de](mailto:marie.velden@web.de)

Marie Velden

# Sommer in Sepia

Roman

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marie Velden  
ist im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:  
Lilienrupfer (21220)

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
finden Sie auf unserer Website  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Originalausgabe 2014  
© 2014 Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,  
München  
Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen  
Umschlagfoto: Trevillion Images/Peter Hatter  
Zitate auf den Seiten 7 und 171 aus: John Fowles, Der Ebenholzturm,  
aus dem Englischen von Eva Bornemann,  
© 1975 der deutschen Übersetzung: Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin  
Satz: Fotosatz Amann, Memmingen  
Gesetzt aus der Arno Pro 10,5/13,5  
Druck und Bindung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21518-3

*Für Sandrah,  
meine Freundin,  
die seit 22 Jahren immer  
für mich da ist ...*



## PROLOG

Als am 25. Juni 2009 Michael Jackson starb, sog die Welt scharf den Atem ein und hielt für ein paar Augenblicke inne. »Der Tag, der im Zeichen der Tränen stand«, wie eine Zeitung später voller Pathos schrieb. Wie sie immer schreiben, wenn einer stirbt, der unsterblich scheint und die anderen damit überrascht, dass er sich in diesem Punkt doch nicht von ihnen unterscheidet.

Ein Tag, an dem so mancher das Bedürfnis hatte, die Zeit zurückzudrehen, um etwas wiedergutzumachen, ja, etwas längst Fälliges nachzuholen: diesem Mann zu gestehen, dass man all die Schmähungen nie geglaubt, sondern mit ihm gelitten und immer gewusst hatte, dass er kein Pädophiler, sondern einfach nur Peter Pan gewesen war. Dieser Geächtete und Rastlose sollte in den auf die Erde gefallenen Engel zurückverwandelt werden, der die Menschen einmal so berührt und ergriffen hatte.

Doch jetzt war es zu spät, die Chance vertan.

Er war der *Man in the Mirror*. Sie blickten in sein Gesicht, wenn sie sich selbst ansahen, und sie erkannten, was sie über die Musik hinaus vereint hatte: die Sehnsucht nach einem Leben, das freundlicher, sanfter und gerechter ist, nach einem Bett aus Liebe, wie er und sie es gebraucht hätten, um stark genug zu sein, diese Welt auszuhalten. Rund um den Globus vereinigten sie sich zu einer kolossalen Selbsthilfegruppe und

hielten den Atem an. Manche weinten seit Langem zum ersten Mal. Nicht um ihn, diesen Mann, den King of Pop. Vielmehr weinten sie um sich selbst, als ihnen bewusst wurde, dass einer gestorben war, der ihrer Jugend ein prägendes Gesicht verliehen hatte. Der für eine Zeit stand, in der ihr eigenes Leben noch aus Hoffnungen und Premieren bestand, während sein Tod ein unerwarteter, aber verlässlicher Fingerzeig darauf war, dass diese Zeit, diese *Jugend*, nun unwiderruflich hinter ihnen lag. Dabei war es ihnen doch immer so vorgekommen, als genüge eine Drehung um die eigene Achse, um sich wieder in den Achtzigern zu finden, wo sie frei und voller Zuversicht im Licht eines Stroboskops zu >Thriller< getanzt hatten.



## Erster Teil

»Je mehr er sie >mitkriegte<, je schärfer er sie beobachtete, desto mehr gefiel sie ihm; als Temperament, als Gefüge aus Vorlieben und Empfindungen, als weibliches Objekt.«

*John Fowles, >Der Ebenholzturm<*

»... aber wenn er zum Beispiel nicht verheiratet gewesen wäre, wenn Beth ... will sagen, wenn Beth nicht doch manchmal ganz bestimmte Fehler hatte, ihn nicht zuweilen so völlig mißverstand, nicht manchmal so betont welterfahren praktisch gewesen wäre ... «

*John Fowles, >Der Ebenholzturm<*



THOMAS



Ich erwachte und fühlte den Druck auf meiner Brust. Als säße eine Art Koloss auf mir, der mich tief in die Matratze drückte und dort festhielt. Schon seit ein paar Tagen belagerte er mich und schien nicht die Absicht zu haben, bald wieder zu verschwinden. Er hockte da in feister, selbstbewusster Plumpheit und streckte an diesem Morgen eine seiner Pranken nach meinen Lidern aus, um sie zuzudrücken, als seien sie die Deckel auf zwei Särgen. Ich gab einen Laut von mir, der wie ein Ächzen oder Stöhnen klang.

Im Garten sangen die Vögel. Ihr selbstvergessenes Tirilieren, das sie frei von Erwartungen der Sonne spendierten, klang wie Hohn in meinen Ohren.

Das Bett neben mir war leer. Nicht einmal mehr warm. Veronika war längst aufgestanden und bereitete unten das Frühstück vor. Ich drehte mich zur Seite, fühlte noch immer den Druck auf meinen Lidern und gleichzeitig das Verlangen, dem Tag eine Abfuhr zu erteilen. Im Bett zu bleiben und ihn zu verschlafen, anstatt den Aufgaben nachzugehen, die meine innere Agenda mir allmorgendlich präsentierte und die es abzuhaken galt. Im Wesentlichen glichen sie immer denen des Vortags. Selten, dass sich etwas änderte.

Diese Unlust, diese Müdigkeit, dieser Verdruss waren mir neu. Hilflos stand ich davor und wusste nicht, wohin damit. Bei einem Patienten hätte ich vielleicht eine beginnende Depression diagnostiziert oder sie zumindest in Betracht ge-

zogen. Doch bei mir selbst? Ich war mir nicht sicher: Schlechte Laune? Urlaubsreife? Schlichte Müdigkeit? Irgendetwas davon musste es sein. Alles andere passte nicht in mein Konzept, nicht zu meinem Leben. Auch wenn ich nicht gerade eine Lerche war, stand ich gewöhnlich mühelos auf und arbeitete ab, was der Tag mir auftrug. Ich war keiner, der murrte oder protestierte. Vielmehr sah ich mich als Realisten und Pragmatiker und war auch stolz darauf. Idealisten, Grübler und Träumer hatte ich stets heimlich belächelt.

Ich rollte mich wieder auf den Rücken und stemmte die Lider nach oben. Durch die halb geöffnete Tür wehte Kaffeeduft ins Zimmer, gedämpftes Radiogeplauder, darüber die Stimmen von Veronika und den Kindern. Es wurde allmählich Zeit für mich. Mühevoll überwand ich meinen Widerwillen, hob den Kopf aus dem Kissen, schwang mich aus dem Bett und tappte barfuß ins Bad. Rasieren, Zähne putzen, duschen. Danach waren meine Augen klarer, mein Haar roch nach Shampoo, meine Wangen nach Aftershave. Ich trocknete mich ab, zog mir im Schlafzimmer schwarze Jeans und ein weißes Hemd über, krepelte die Ärmel bis zu den Ellbogen auf und griff nach meiner Brille auf dem Nachttisch. Ein Blick in den Spiegel zeigte mir das vertraute Bild: Thomas Bachmann, dreiundvierzig Jahre, Ehemann, zweifacher Vater, Psychotherapeut. Pflichtbewusst, diszipliniert, treusorgend, intelligent – und wenn es darauf ankam: mitfühlend, humorvoll und charmant. Ein Mann wie aus der Rama-Werbung. Hörbar atmete ich auf.

\* \* \*

Veronika hatte den Tisch auf der Terrasse gedeckt. Wenn es nicht regnete oder zu kalt war, frühstückten wir im Sommer draußen. Als wir das Haus vor acht Jahren gekauft hatten, waren

es vor allem der Garten und die große Terrasse gewesen, die uns begeistert hatten. Draußen sein zu können, wann immer wir wollten, unter freiem Himmel zu essen, ohne Opfer einer Sperrstunde zu werden, die einen von den Biergartenbänken verscheucht, davon hatten wir geträumt. Und davon, unsere Kinder über den Rasen rennen zu sehen, Bälle hinter Sträuchern hervorzuzugeln, Planschbecken zu füllen und in der hinteren Ecke, vor den Johannisbeersträuchern, ein Zelt aufzuschlagen. Wir hatten es nicht beim Träumen belassen. Es war gelaufen wie bei vielen anderen Paaren unseres Alters. Unsere Eltern griffen uns finanziell unter die Arme, und da meine Praxis gut anlief und Veronika als Lehrerin ohnehin über ein sicheres Einkommen verfügte, war uns die Bank freundlich gesonnen und besorgte den Rest. Das Haus wurde gekauft, das Zelt bei den Johannisbeerbüschen aufgeschlagen, ein Planschbecken gefüllt, und abends, im orangeroten Licht der Sonne, sahen wir mit der Zufriedenheit schläfriger Bernhardinereltern zu, wie die Kinder mit dem Ball über den Rasen sprangen. Später, wenn sie schliefen, saßen wir mit Freunden oder zu zweit draußen auf der Terrasse, überließen unsere Gesichter dem Nachtwind, schwiegen und redeten, lachten und schwiegen wieder – ich ein Bier, Veronika ein Glas Weißwein und eine Zigarette in der Hand.

Es war eine Zeit des Friedens, der Gelassenheit und der Leichtigkeit. Wir waren am Heimatbahnhof angekommen, hatten unser eigenes Arkadien geschaffen, auf dem wir frei und zugleich sicher waren. Wenn ich die bitteren Geschichten meiner Patienten hörte oder Veronika von den Problemen ihrer Schüler und deren Familien erzählte, fühlte ich mich privilegiert und für ein besseres, ein glückliches Dasein auserkoren. Wir hatten alles im Griff. Das beruhigte mich.

\* \* \*

Irgendwann zog der Krebs bei uns ein. Streute Metastasen in unser Leben, als sei es selbst ein schwammiger Körper, der alles Gift in sich aufsog, um es an strategisch günstigen Stellen wieder freizusetzen. Es war nichts, wogegen ein Arzt uns hätte helfen können. Seit eine Kollegin an Magenkrebs gestorben war und Veronika sich während ihrer Besuche im Krankenhaus dem Elend und Martyrium geradezu *hingegen* hatte, wucherte die Angst in ihrem Kopf. Seit damals lauerte der Krebs überall auf sie. In Gummibärchen, Getränken, Suppenwürfeln, Cornflakes, Nudeln, Gemüse und Obst. Akribisch studierte sie die Angaben auf Verpackungen und scannte dabei die Namen irgendwelcher Farb- und Schadstoffe in ihr Hirn, wobei sie stumm die Lippen bewegte, um kurz danach »Alles krebserregend. Grauensvoll.« zu wispern.

Natürlich waren es die Zigaretten, die als Erstes verschwanden. Aus ihrer Handtasche, der Küchenschublade, vom Wohnzimmer- oder Terrassentisch. Diese schmalen Glücksstängelchen, die ihr etwas Lustvolles gegeben hatten, wenn sie abends mit angezogenen Beinen auf der Couch saß und mit spitzen Lippen und halb geschlossenen Augen daran sog. Später, als sie nicht mehr rauchte, wurde mir bewusst, dass ich diesen lasziven Ausdruck immer gern an ihr gesehen hatte und dass dieses Bild mir fehlte.

Als wir einmal bei Freunden zu einem Gartenfest eingeladen waren, wurde ich Zeuge, wie jemand sie fragte, ob sie nicht mehr rauche. »Ja«, sagte sie, »ich habe aufgehört. In meiner Familie hat es nie Fälle von Krebs gegeben, ich bin in dieser Hinsicht genetisch völlig unvorbelastet. Wenn ich ihn plötzlich doch bekäme, müsste ich mir wegen der Raucherei selbst die Schuld dafür geben. Und so möchte ich nicht sterben.«

»Wie oder woran möchtest du denn sterben?«, ließ die andere Person nicht locker, und Veronika antwortete: »An



einem Aneurysma vielleicht. Bumm und weg. Nichts, was ich mir vorzuwerfen hätte.«

Es war der Augenblick, in dem ich merkte, dass sie mir auf die Nerven fiel. Heftiger, als sie es von mir kannte, mischte ich mich ein: »Aber tot ist tot, nicht wahr?«

Da sah sie mich zum ersten Mal an, als sei ich ein von zähem Schleim überzogenes Etwas, das geradewegs aus der Kanalisation gekrochen kam.

Ich erinnere mich daran, wie ich diesem Blick standgehalten, wie ich mich von ihr abgewandt und sie innerlich verflucht hatte. Für ihre Dummheit. Und ihr Hasenherz. Niemand schrie nach Krebs. Niemand wünschte sich Leid und langes Siechtum. Aber der Wunsch, sich der Verantwortung für den eigenen Tod zu entziehen – wenn es eine solche gegeben hatte – und sein Leben *danach* zu gestalten: Das war absurd. Wer, glaubte sie denn, würde mit ihr schimpfen? Ihr Vater? Ich? Gott? Der hatte Besseres zu tun, sofern er überhaupt existierte.

Plötzlich sah ich sie in einem anderen, frostigeren Licht. Zumindest einen Teil von ihr. Den, der Risiken scheute, der immer alles richtig machen wollte, der sich einschüchtern ließ. Wie Rotkäppchen, das sich aus Angst vor dem Wolf zur Folgsamkeit entschließt. In diesem Augenblick wünschte ich mir schmerzlich die junge Veronika zurück. Die Veronika von damals, mit dem wachen Gesicht, der Neugier und Heiterkeit in den hyazinthenblauen Augen, dem sicheren, raumgreifenden Schritt und dem langen blonden Haar, das mir der Wind ins Gesicht geweht hatte, wenn ich hinter ihr ins Meer gerannt war. Die einzige Frau, die ich auf ihrem Führerscheinfoto je schön gefunden hatte.

\* \* \*

»Du bist spät dran«, sagte sie an diesem Morgen mit einem Blick auf ihre Armbanduhr und schob mir ein Glas Wasser hin, in dem Ingwerscheibchen schwammen. Seitdem Krebsalarm in unserem Haus herrschte, wurde dieses Getränk serviert, und Veronika trank es, über den ganzen Tag verteilt, in unmäßigen, fast verzweifelten Schlucken, als käme es direkt aus der Quelle von Lourdes. *Ich* trank es, um weiteren Diskussionen aus dem Weg zu gehen, und verzichtete aus demselben Grund auf Ei und Schinken. Stattdessen strich ich nun grüne Paste aus dem Bioladen auf mein Brot und brummte: »Hab schlecht geschlafen. Noch Kaffee da?«

Sie stellte die Kanne neben meine Tasse, schob Milch und Zucker nach. Kaffee aus ökologischem Anbau war erlaubt. Wofür ich dankbar war, denn um Kaffee hätte ich gestritten. Und ich hasste Streit. Es war nicht der Angriff, den ich fürchtete, sondern vielmehr meine eigene Eiskälte, die ich dann an den Tag legen konnte. Wenn man mich ausreichend reizte, verletzte ich auf eine Weise, die zwischenmenschliches Brachland zurückließ. Dieser Eigenart stand ich machtlos gegenüber und bemühte mich deshalb, Konflikte aus dem Weg zu gehen. Was lächerlich war. Meinen Patienten riet ich zum genauen Gegenteil.

Meine Gedanken lösten sich auf, verloren sich wie mein Blick im Garten. Über den Blüten des Apfelbaumes lagen wie seidige Gespinste Tautropfen, in denen sich die Sonnenstrahlen glitzernd brachen. Hummeln brummt schwankend und plump zwischen den Zweigen umher, ein Windhauch wehte Rosenduft an unseren Tisch. Im Haus gegenüber öffnete sich eines der Fenster, und Annemarie Kohlmaier, Wachhund und Flüsterpost der Nachbarschaft, hängte pünktlich um Viertel nach sieben ihre Betten zum Lüften hinaus. Wie jeden Mor-

gen schickte sie ein Lächeln in unsere Richtung, hob die Hand und winkte. Und wie jeden Morgen winkte ich zurück. Bis sich meine Perspektive plötzlich umkehrte und ich uns mit ihren Augen sah: den Tisch mit dem fröhlichen Geschirr, dazwischen der bunte Tulpenstrauß, die Familie und ich, frisch geduscht und gekämmt, Brote streichend, Kaffee schlürfend – Zusammenhalt, Glück, eine frohe Einheit. Wieder hatte ich das Rama-Idyll vor Augen und hätte bei dem Gedanken fast laut gelacht. In Wirklichkeit waren wir morgens eine Gesellschaft von Muffelköpfen, aßen unsere Brote schweigend, tranken den Kaffee mit leeren Blicken und ließen uns bestenfalls dazu herbei, Satzfragmente über den Tisch zu knurren.

Meistens ging ich während des Frühstücks im Geiste die Patienten durch, die an diesem Tag in die Praxis kommen würden, und rechnete aus, wie viel Zeit mir am Nachmittag blieb, um längst fällige Gutachten zu schreiben. Ich schenkte mir gerade noch einmal Kaffee ein und war in Gedanken bei einer lesbischen Patientin, deren Sehnsucht nach einem Kind so groß war, dass sie eine künstliche Befruchtung in Erwägung zog, als mich die Stimme des Radiosprechers aufhören ließ.

»Gestern Nacht um 23.26 Uhr starb Michael Jackson im UCLA Medical Center in Los Angeles. Sein Herz stand bereits still, als er in die Klinik eingeliefert wurde ... «

Es dauerte einen Moment, bis ich verstand, was ich gerade gehört hatte. Dann sagte ich zu niemand Bestimmten und mit seltsam erstickter Stimme: »Michael Jackson ist tot.«

»Ja«, antwortete Veronika und kaute auf ihrem Vollkornbrot, dass ihre Kiefer knackten, »sie bringen es schon den ganzen Morgen.«

»Er war ein Freak«, ließ sich mein Sohn vernehmen. »Ein operierter Freak ohne Nase.«

»Und ein Kinderschänder«, warf meine Tochter dazwischen.

»Das wurde nie bewiesen«, sagte Veronika streng. »Er wurde freigesprochen. Aber dass er so jung gestorben ist, wundert mich nicht. Ich meine, so selbstzerstörerisch, wie er gelebt hat. Denk nur an all diese Operationen.«

»Ich fand seine Musik schon immer scheiße. Total unauthentisch«, tönte Paul. »Ihr solltet mal Coldplay hören, die bringen's echt. Voll majestätisch sind die.«

»Mein Fall war er auch nicht. An die Beatles kam er jedenfalls nicht ran.« Veronika sah auf die Uhr und schob ihren Stuhl zurück. »Ich muss los. Heute Abend wird's spät. Ich bin noch bei den Pferden. Machst du den Kindern das Essen warm? Es steht im Kühlschrank.«

»Was gibt's denn?«, rief Paul.

»Bandgobhi alu Sabji.«

»Was'n das?«

»Kohl und Kartoffeln. Mit Curry. Indisch. Absolut vegan.«

»Lecker!« Paul trank seinen Orangensaft aus, schnappte sich einen Apfel und verließ wie alle anderen den Tisch. Nur ich blieb sitzen. Mein Blick fiel auf einen Punkt weit hinter dem Apfelbaum.

\* \* \*

Später, als ich in meinem Auto saß und zur Praxis fuhr, verfolgten die Eindrücke des Morgens mich mit der Beharrlichkeit einer jagenden Hundemeute. Das Gewicht auf meinen Lidern, das tiefe Dunkel dahinter. Der Gesang der Vögel und der Verdross, den ich dabei empfunden hatte. Unser Frühstück auf der Terrasse, der Bilderbuchhimmel, grüne Paste auf dem Brot und plötzlich diese Stimme aus dem Radio. Michael